

This text is part of a larger work. Its distribution among the participants of the International Franz Rosenzweig Conference may not be broadened by any further reproduction to a state of publication. All rights reserved. Berlin, 2006, Gesine Palmer

**"Letztes Erkennen richtet". Rosenzweigs Begriff von Erkenntnis im *Stern* und in *Apologetisches Denken***

GESINE PALMER

"Wir wissen: Das Diesseits wird frei werden vom Übel. Und wenn das nicht wahr ist, wollen wir weiter nichts wissen, denn es gäbe sonst nichts, was des Wissens noch wert wäre."<sup>1</sup>

*I. Ein seltsames Paradox*

In den kleineren Schriften Franz Rosenzweigs hat dieser besonders in den Jahren seiner Krankheit die Kunst des Kommentierens zu einer bei jeder Neulektüre wieder begeisternden Größe entwickelt. Gerade in den Rezensionen finden sich Sätze von einer Apodiktisches mit spielerischer Leichtigkeit kunstvoll vereinigenden Stärke, die den äußerlich klein wirkenden Anlaß weit überstrahlen. Die folgenden Überlegungen untersuchen den rätselhaften Schlußabsatz des Aufsatzes "Apologetisches Denken", und von ihm aus Rosenzweigs Unterscheidung von letztem und vorletztem Erkennen.

Im Schlußabsatz von "Apologetisches Denken" charakterisiert Rosenzweig zwei Bücher (Max Brods *Heidentum, Christentum, Judentum* von 1921 und Leo Baecks *Das Wesen des Judentums*, 2. Aufl. von 1921) zusammenfassend wie folgt:

*"Sie sind beide Antworten auf Angriffe. Vom Angriff her haben sie sich ihr Thema bestimmen lassen. Das Thema ist das eigene Wesen. Man könnte denken, daß es nun zu höchster Bewußtheit käme. Aber eben der apologetische Charakter verhindert das. Indem der Denker in sein Innerstes hineinschaut, sieht er zwar dies Innerste, aber deshalb noch lange nicht – sich selbst. Denn er selbst ist nicht sein Innerstes, sondern ebenso sehr auch sein Äußerstes und vor allem das Band, das sein Innerstes an sein Äußerstes bindet, die Straße, auf der beide wechselseitig miteinander verkehren. Er aber setzt sein Innerstes ohne weiteres mit seinem Selbst gleich und ahnt nicht, daß sein Innerstes, je mehr es innerst ist, jedes Menschen Innerstes ist. So spricht er, obwohl er sich selbst meint, vom Menschen, von allen. Und so bleibt sein Selbst, die Bindung der Elemente der Menschen zu dem Gebinde, das er selber ist, ihm ein Geheimnis. Diese Schranke überschreitet apologetisches Denken nicht. Die letzte*

---

<sup>1</sup> Soma Morgenstern, *Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth*, LG 1997, S. 150.

*Kraft des Erkennens ist ihm versagt, wie das letzte Leiden des Erkennens ihm erspart bleibt. Denn letztes Erkennen verteidigt nicht mehr, letztes Erkennen richtet."*

Es möchte scheinen, als wären diese Sätze am Ende doch noch eine Abfertigung der Apologetik, die Rosenzweig zuvor mit brillant verdichteten Formulierungen zu verteidigen unternahm. Und doch läßt ein Blick auf den Schlußsatz des zweiten Teils des vortrefflich gegliederten Ganzen ganz das Gegenteil vermuten: Hier schreibt er über Brods Buch, daß es *"gerade da, wo es in die Tiefe steigt, einen Herzpunkt erreicht, an den die Titelfrage mit ihren Gegensätzen schon nicht mehr hinfolgen kann und wo das, was er im Namen seines, unseres Judentums spricht, nur noch im letzten Sinne wahr ist, in keinem vorletzten mehr."* Genial an diesem Widerspruch ist, daß er die Leserschaft wirklich in ein Paradox verwickelt, das nur der sehr oberflächlichen Lektüre entgehen kann, also derjenigen Lektüre, die stets übersieht, wo mit dem Gesagten ein Ungesagtes regiert, welches man inzwischen als Subtext zu klassifizieren versucht hat, das aber häufig genug ganz einfach durch die seit je bekannte im weiteren Sinne dialektische Lektüre, der das Aufspüren und Aussprechen ungesagter Voraussetzungen im Gesagten zum Eigensten gehört, erkennbar ist. Normalerweise halten wir es für ausgemacht, daß ein Autor am Ende seines Textes zu dem Schluß kommt, von dem aus wir alles früher Gesagte verstehen können und müssen. Wir schreiben auch so. Schreiben wir so? Gehen wir immer so stringent von A über B nach C? Rosenzweigs *Stern* hat sein "Herzbuch" bekanntermaßen in der Mitte, und ich könnte etliche Texte nennen, in denen die entscheidende Botschaft im "Innersten" steht. Mit beiden Annahmen, der, daß das Entscheidende im Innersten, also in der Mitte ist, ebenso wie mit der Annahme, daß das Ergebnis am Ende präsentiert wird und von da aus über die Geltung aller anderen Passagen entscheidet, treibt Rosenzweig hier ein raffiniertes Spiel. An der zitierten Stelle aus dem zweiten Kapitel ist immerhin gesagt, daß im Innersten die letzte Wahrheit enthalten sei – aber dann ist das im Namen des Judentums Gesprochene "NUR noch im letzten Sinne wahr, in keinem vorletzten mehr" [es ist also nicht mehr jüdisch, sondern allgemein]. So daß also der eigentlich wahre Sinn, auf den es im Schreiben über das Judentum anzukommen hätte, gerade der vorletzte wäre? Dem scheint wiederum der Schluß das Ganzen zu widersprechen, in dem über das apologetische Denken überhaupt gesagt wird, daß ihm das letzte Erkennen versagt bleibe. Wie ist das nun wieder zu erklären?

Zunächst möchte ich in meiner eigenen Auslegung dabei bleiben, das Changieren zwischen letzter Erkenntnis und vorletzter Wahrheit, zwischen Entscheidung im Schlußsatz und Leben im Herzsatz offen und lebendig zu lassen. Dennoch wage ich auch eine entschlossene Hypothese zum Verständnis dieser Konstruktion: Rosenzweig, der sich hier oberflächlich als

Kenner des letzten Erkennens aufspielt, weiß, daß er das aus einem philosophisch ganz ungedeckten Raum heraus tut und eigentlich aus seiner Philosophie heraus gar nicht kann. Niemand weiß das besser als er. Und er hat das letzte Erkennen gefürchtet wie einen bösen Geist [den des Idealismus], dessen Konturen man ahnt, aber nicht in den Griff nehmen kann, ohne daran zugrunde zu gehen, und wo er ihn nicht bekämpfte, hat er ihn aus gutem Grund gefürchtet. Denn er hat ihn als einen wirklich personhaft bösen Geist wohl schon gekannt, als er dies schrieb, er hat ihn – außer in der zeitlichen als Gegner präsenten Gestalt der idealistischen Philosophie – gekannt als die Stimme der anderen Menschen, als die Stimme und das Gesicht derjenigen anderen, die sich als Christen, anders als er, und anders als sein geliebter Hermann Cohen, ohne skeptischen Vorbehalt wirklich autorisiert fühlten, von einem durch sie selbst irrtümlich und anmaßlich für letztes Erkennen gehaltenen Vorletzten aus über ihn, den Liebhaber des Vorletzten und Fürchter des Letzten, zu richten.

Eines der allerschlimmsten Beispiele für solch unbedachtes, mordendes Richten zitiert Heinzjörg Görtz in seinem Beitrag zur letzten großen Rosenzweig-Konferenz in Kassel aus einem unpublizierten Brief von Rudolf Ehrenberg: „Du bist eben wirklich schon so jenseits, daß Du nicht erwarten kannst, daß Dir ‚aus dieser Erden Freuden noch quellen können‘. Aber Du würdest ja auch nicht tauschen, Du bist ‚Mund‘ gewesen und hast über die Jahrhunderte hin gesprochen, [...] ja, es ist eben Prophetie“.<sup>2</sup> Mit diesem Satz hat sich Ehrenberg derjenigen Geste des Mehrheitschristentums seiner Zeit subsumiert, die das Judentum und hier nun auch den Juden praktisch schon für klinisch tot erklären. Wer so schreibt, hat Teil an dem bescheidwiserischen Gespensterglauben, gegen den Rosenzweig mit wachsender Verzweiflung anscrieb wie wohl alle größeren Geister. Ehrenberg schreibt, als könne er selbst aus einem Jenseits urteilen, in das er dann aber, wo es konkret jenseitig und unirdisch werden soll, lieber den schickt, dem er sein jenseitiges Urteil ausrichtet. Wer so letztes Erkennen zu kennen glaubt und sich selbst schlau vor seinen Konsequenzen drückt, wendet sich mit kaum verhohlener roher Aggressivität gegen denjenigen, der die Endgültigkeit letzten Erkennens und Richtens mit gutem Grund fürchtet und den Mut aufbringt, das vorletzte Erkennen dagegen zu verteidigen und als seinen irdischen Teil anzunehmen. Es sind hier wirklich die kleineren Geister (sie haben in der Regel Namen und Adresse wie Rosenzweigs *Sternich* auch), die den größeren zur „Strafe“ die kleinen Erdenfreuden, nach denen es doch auch sie verlangt, nicht gönnen wollen.

---

<sup>2</sup> Diese Sätze werden aus einem unveröffentlichten Brief Ehrenbergs vom 26. 3. 1921 zitiert bei Heinz-Jürgen Görtz in: „Tod und Leben. Kontingenzbewältigung in Rosenzweigs Konzept der Geschöpflichkeit“, in: Schmied-Kowarzik 2006, Bd. II, S. 754-775, hier S. 775.

Nun könnte man einwenden, ich würde hier etwas zu konkret ins Persönliche ziehen, das doch bei Rosenzweig als ein abstraktes philosophisches Problem gestellt werde. Es scheint mir aber so, als wären die idealistische Philosophie, der es stets um letztes Erkennen zu tun ist – und die deswegen das Ende aller Dinge im Sinne von Kants entsprechend betitelter Schrift bedeutet – und der religiöse Leser des *Stern*, der dessen Autor eher aus dem Kreis der Lebenden ausschließt, als sich den Spaß am unernsten Tändeln mit wesensmäßig erfassbaren Petrefakten verderben zu lassen, für Rosenzweig durchaus miteinander verwandt. Wenn er in liebevollem Spott ihnen gegenüber die Apologetik noch in ihrem von ihr selbst nicht ganz verstandenen Scheitern stark liest, dann erfüllt er zumindest selbst, was er ihr als beste Möglichkeit zur Aufgabe stellt: *"Aber trotzdem kann Verteidigen eine der edelsten menschlichen Beschäftigungen sein. Nämlich wenn es bis auf den Grund der Dinge und der Seelen geht und, auf die kleinen Mittel der Lüge verzichtend, mit der Wahrheit selbst, der ganzen Wahrheit nämlich, ent-schuldigt. In diesem großen Sinn kann auch literarische Apologetik verteidigen. Sie würde dann nichts beschönigen, noch weniger einen angreifbaren Punkt umgehen, sondern gerade die bedrohtesten Punkte zur Basis der Verteidigung machen"*.

## *II. Die Personifizierung des Erkannten...*

Vom Grund der Dinge und der Seelen aus sollen diese verteidigt werden. Nämlich gegen ein letztes Erkenntnisurteil, gegen das, was Hermann Cohen in seinen Ausführungen zum Begriff des reinen Willens in der Ethik einen "fertigen Begriff" und also ein "Petrefakt" nennt. Es ist im Grunde dieser Gedanke, der Gedanke einer Verlebendigung des Denkens noch in der Reflexion der eigenen Begriffe, den Rosenzweig übernimmt und im Sprachdenken zu einer eigenen Grammatik weiter entwickelt. Fraglos zu den erstaunlichsten Passagen des *Stern* gehört – für mich – eine, in der die für Rosenzweig philosophisch wie persönlich so typische Verbindung aus philosophischer Klarheit, methodischem Urteil und erzählerischer Personhaftigkeit von Schreiber und Geschriebenem im ersten Buch des zweiten Teils an der Konstruktion einer Grammatik der Erkenntnis deutlich wird. Das einzelne Ding ist in der bei Rosenzweig wie folgt beschriebenen Operation hervorgetreten: "Erst der unbestimmte Artikel gibt auf dies Was die Antwort, daß es sich um 'einen' Vertreter der und der Gattung handle, und erst der bestimmte Artikel drückt unter diesen großen Prozeß den Stempel und bezeichnet ihn als vollzogen, 'das' Ding als erkannt." (S.142) Ganz im Geiste von Cohens Logik und Ethik ist das Ding damit für Rosenzweig aber noch keineswegs ein wirkliches Individuum. Rosenzweig läßt es marschieren wie einen Herrn K.: "Um es, trotz des auf seinem Herweg

beobachteten, höchst verdächtigen Vorsprechens bei der Gattung, dennoch zu werden, muß es sich als Glied einer Mehrheit legitimieren. Erst die Vielheit gibt allen ihren Gliedern das Recht, sich als Individuen, als Einzelheiten zu fühlen; sind sie es nicht an sich, wie das im Eigennamen bezeichnete singulare Individuum, so doch gegenüber der Vielheit". (S. 143) Das "Ding an sich", das nach dem Prozeß, den Rosenzweig als die Verwüstungen des Idealismus an der "Tatsächlichkeit Gottes und d[er] ihm gleichgültigen des Selbst" zusammen mit der Verwüstung der Tatsächlichkeit der Welt beschrieben hat, einzig noch stehen blieb (S.161), weckte durch sein Übrigbleiben bei Kant eine Ahnung, der Kant selbst aber, Idealist der er war, nicht mehr nachgehen konnte: Die "Ahnung einer gemeinsamen Wurzel für dieses und den menschlichen Charakter" (ebd.). Im Sinne dieser Ahnung, die Rosenzweig nun zur Erkenntnis zu entwickeln beansprucht, hat das Ding der Grammatik von Rosenzweigs Sprachdenken (anders als das dazu nicht fähige Ding der Logik) auch als bestimmtes "kein eigenes Wesen, es ist nicht in sich, es ist nur in seinen Beziehungen". Und gerade darin ist es dem menschlichen Charakter so verwandt, daß ich mir erlaube, in Rosenzweigs Philosophie eine Bewegung weg von der Verdinglichung von Personen hin zur Personifizierung des Begriffs vom Ding zu beobachten. Der Begriff des Dings selbst wird in eine fast personale Bewegung durch die Grammatik gebracht. In diesem Sinne sind nun auch die geistigen Gebilde, Judentum und Christentum, aber auch Heidentum und Islam, bei ihm "Dinge", die zwar "auf eigenen Füßen einem etwaigen Schöpfer gegenüber jetzt dastehen" (S. 143), aber gerade deswegen "eine noch in der Form des Objektes verhüllte Weissagung des Subjekts"(ebd.) sind – und dies ganz besonders dann, wenn sie Objekte einer Verteidigung sind. Wer eines von ihnen verteidigt, schiebt mit den Mitteln der vorletzten Erkenntnis das Gericht der letzten Erkenntnis auf. Und so kann Rosenzweig dann auch die geistigen Gebilde Judentum und Christentum wie Personen behandeln. Diese müssen notfalls gegen ihre eigenen Aussagen über sich selbst verteidigt werden.

### *III....dient der Rettung der wirklichen "Personen" und geistigen Bewegungen vor richtender Erkenntnis*

In der für ihn charakteristischen Weise, dann und wann ungenau zu zitieren, aber so zielsicher in einen Fall zu stechen, daß die nachfolgenden Recherchen der Leserin immer belohnt werden, zitiert Rosenzweig im oben schon vorgestellten zweiten Teil des in vier Absätze gegliederten Textes "Apologetisches Denken" den berühmt-berüchtigten Ausspruch des Staatsrats Laubardemont aus der späten Blüte der Inquisition im 17. Jahrhundert: "Donnez-moi deux lignes de l'écriture d'un homme et je le ferai pendre" wie folgt: "Der bekannte

Ausspruch eines, der es wissen mußte: 'gebt mir von jemandem zwei geschriebene Worte, und ich bringe ihn an den Galgen' – hat auch für geistige Bewegungen Gültigkeit".

Die Reduktion von zwei Zeilen auf zwei Worte ist für Rosenzweig natürlich kein Problem, dreht sich doch im apologetischen Projekt ohnehin stets alles um die richtige Reduktion – nun aber so, daß Rosenzweig selbst alles dreht. Zunächst einmal mißtraut er dem gängigen, in diesem Falle durch den Mund Gustav Landauers herbeizitierten Gemeinplatz, nach dem apologetische Schriften stets dazu neigten, "das Eigene in seiner Idealität aufzufassen und das Fremde in der ganzen Breite seiner geschichtlichen und geschichtlich befleckten Wirklichkeit". Aufgrund der Tatsache, daß man das Eigene in seiner vollen Wirklichkeitsbreite kenne und nehme, das Fremde aber gerade nur nach Selbstaussagen "zur Kenntnis nehme" (Rosenzweig selbst faßt dieses Wort mit den spitzen Fingern seiner Anführungsstrichlein an), habe man gerade vom Fremden meist eine zu ideale Auffassung – eine Bemerkung, für die man noch heute in vielen wohlmeinenden Idealisierungen des je Fremden eine Fülle von Beispielen zur Illustration heranziehen könnte. Eben deswegen ließen sich gerade begeisterte Aussagen von Frommen über die eigene Religion hervorragend als Munition für deren Feinde verwenden: "Was Eisenmenger und seine Vorgänger an 'feurigen Satansgeschossen' aus dem Arsenal des Talmud beibringen, könnte einen wahrhaftig eher an das Buch heranlocken als manche neuere Sammlung vorsichtig abgefilterter 'Lichtstrahlen'". Wieder sind wir auf der Ebene der allgemeinen Prinzipien, was vom Judentum gilt, gelte auch vom Christentum, dem man kein größeres Unrecht tun könne, "als wenn man es nach seinen eigenen Katechismen darstellt".

Vielmehr gehört die geschichtliche Wirklichkeit und die in ihr sich abspielende Beziehung der einen geistigen Größe auf die ihr anderen, welche sich wiederum abbildet im Verhalten der einen Menschengruppe zu einer anderen und des einen Menschen zu seinen anderen, unmittelbar in den Begriff einer Sache, eines Dings, einer Person.

Hier ist Rosenzweig übrigens nicht nur der späteren Religionswissenschaft und ihrer Beschreibung etwa der Entwicklung von rabbinischem Judentum und Christentum als wechselwirkender Prozesse weit voraus, sondern er ist sich zugleich über viele Jahre treu. Bereits in seinem berühmten "Ich-bleibe-also-Jude-Brief" an Rudolf Ehrenberg von 1913 schrieb er: *„Ich hatte geglaubt, mein Judentum christianisiert zu haben. In Wahrheit hatte ich umgekehrt das Christentum judaisiert. Ich hatte das Jahr 313 für den Beginn des Abfalls vom wahren Christentum gehalten, weil – es für das Christentum den entgegengesetzten Weg durch die Welt eröffnet, den das Jahr 70 für das Judentum eröffnet. Ich hatte der Kirche ihren Herrscherstab verargt, weil ich sah, dass die Synagoge einen geknickten Stab hält. Du warst*

*Zeuge, wie ich von dieser Erkenntnis aus mir die Welt neu aufzubauen begann. In dieser Welt – und ein auf dieses Drinnen unbezogenes Draußen ließ ich ja nicht mehr gelten (und lasse es auch jetzt nicht gelten) – in dieser Welt also schien für das Judentum kein Platz zu sein. Indem ich daraus die Konsequenz zog, machte ich gleichzeitig einen persönlichen Vorbehalt...; ich erklärte, nur als Jude Christ werden zu können.“<sup>3</sup>* In diesem Brief nimmt Rosenzweig in aller Selbstverständlichkeit das alte Lieblingsargument aller Ideologien, zu dem auch christliches Selbstverständnis immer wieder gern greift, denen, die es verwenden, nicht nur nicht ab, sondern verkehrt es in sein Gegenteil: Jenes Argument, nach dem das Christentum "in seiner Idee" doch ganz anders sei als in seiner von Verirrungen heimgesuchten Geschichte. Rosenzweig nimmt das Christentum wie das Judentum (wie übrigens auch den Islam) ungerührt bei seiner Geschichte (und erklärt ihm immer wieder gerade in dieser Geste seine Anerkennung und sogar seine Liebe). Darin ist er ganz und gar konsequenter Schüler Cohens, der im Begriff des Menschen und seines sittlichen Selbsts festverankert, was dieser tut, und einen von den Taten unabhängigen Charakter nicht im entferntesten anerkennen will. Die Art und Weise, wie Cohens Position von Benzion Kellermann, einem anderen, in einem viel reduzierteren Sinn als Schüler Cohens zu bezeichnenden Gelehrten, in Polemik gegen Ernst Troeltschs Auffassung vom Monotheismus der Propheten zusammengefaßt wird, kann durchaus die Struktur von Rosenzweigs Argumentation hier erhellen: *„Es gibt [...] weder eine Gruppe, noch eine einheitlich geschlossene Persönlichkeit, aus denen die vielen sittlichen Handlungen automatisch hervorquellen. Vielmehr setzt der Charakter die sittliche Tat voraus und hat nur soweit Realitätswert als die sittliche Handlung reicht. Mit ihrem Erlöschen verschwindet auch unmittelbar die Persönlichkeit: Nur in der ständigen Neuerzeugung sittlicher Taten kommt der Charakter rückwirkend zur Entdeckung.“<sup>4</sup>* Rosenzweig allerdings faßt die Sache hier wesentlich lapidarer zu einem neuen Prinzip seines neuen, zu einer Grammatik der Begriffe mobilisierten Denkens zusammen, und sie wird dabei zugleich viel leiblicher und lebendiger: *"Es ist die erste Pflicht der theoretischen Nächstenliebe [...], daß wir bei jeder Meinung, die wir über einen andern bilden, niemals vergessen uns zu fragen: kann der andre, wenn er so ist, wie ich ihn hier abmale, denn noch – leben? Denn das will und soll er doch – 'wie ich'. [...] Will man einen Geist verstehen, so darf man durchaus nicht von dem zugehörigen Leib abstrahieren. So wenig der Leib eine Verfallserscheinung des Geistes ist, so wenig ist das, was im geschichtlichen Bild einer Gemeinschaft zu ihren klassischen Urkunden nicht stimmt,*

---

<sup>3</sup> *Die Schrift*, S. 216.

<sup>4</sup> Benzion Kellermann, *Der ethische Monotheismus der Propheten und seine soziologische Würdigung*, Berlin 1917, S. 47.

*ohne weiteres als Verfall, als 'Amalgam' zu beurteilen; vielleicht ist es ganz im Gegenteil die notwendige und in einem gewissen Sinn sogar schon ursprünglich 'gewollte' Korrektur an jenen Ursprüngen."*

Wie jeder Philosoph ist auch Rosenzweig, obwohl er das "Vielleicht" unter dem Druck von Eugen Rosenstock so sehr abzulehnen gelernt hatte, doch am meisten Philosoph, wenn er "vielleicht" sagt. Daß er sich selbst am Ende – vielleicht – unter den Zwang des Urteils von letztem Erkennen und dem Gericht, das es bedeutet, gestellt sah, ist für uns deswegen – und vielleicht sogar mit seinem stillen Segen – eher eine Einladung, diesen schroffen Satz durch die Lebensmitte des Textes über Apologetik zu korrigieren. In dieser sind die geistigen Dinge, aus denen heraus wir miteinander sprechen als rote, grüne, karierte oder gepunktete Juden, Christen, Philosophen und Eigennamen mit Adressen, in ihrem Vorletzten vielleicht – und aus sehr bestimmten Gründen - wahrer als in ihrem Letzten. Aber um der Erhaltung im Vorletzten willen scheint man sich auf letztes Erkennen berufen zu müssen. Wenn das wahr ist, dann ist die Drohgebärde aus dem Jenseits womöglich vom kranken Rosenzweig eine besonders starke Adresse an jene, die ihn schon für jenseitig halten, während er vehementer denn je fürs Diesseits und um das Diesseits zu gewinnen geschrieben hat.